

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 9

Artikel: Der Satyr : leider Wahrheit, keine Dichtung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Illustriert
von
Fritz Bantl



Von
* * *

Ein Wiedersehen

Ich war nicht gerade erfreut, in der Ecke des Wiener Cafés in Bern, in der ich mich niederzulassen pflegte, um auf einen Billard-Partner zu warten, den kleinen Hermann vorzufinden; denn er

hatte schon in der Schule, die wir zusammen besucht hatten, nicht das beste Ansehen genossen, wusste er doch hin und wieder nicht genau zu unterscheiden zwischen Mein und Dein. Noch lebhaft erinnere ich mich des Augenblicks, wo unser ehrwürdiger, mit einem Samtkäppchen gegen Erkältung gewappneter Lehrer, wenn wieder einmal ein Delikt an den Tag gekommen war, in strafendem Tone den Sünder an jenen berühmten Krug erinnerte, der zum Brunnen geht, bis er bricht, und das Sprichwort so oft

wiederholte, dass es auf uns keinen Eindruck mehr machen konnte, von Hermann zu schweigen. Aber das hätte immerhin nicht genügt, meine Abneigung zu rechtfertigen; es kam dazu, dass ich ihn vor wenigen Jahren, zur Zeit, da das Handwerk der Schieber blühte, in Zürich in einem geradezu verdächtig eleganten Aufzug gesehen hatte und zudem in Begleitung einer Dame, die mir womöglich noch verdächtiger vorkommen musste.

Mit einiger Reserve begrüßte ich ihn also, fragte, was ihn denn nach Bern führte und erfuhr, dass er für sein eigenes Geschäft reise. Nachdem auch ich Rede und Antwort gestanden hatte, spielten wir schliesslich einige Partien Billard.

Wir trafen uns dann jeden Abend am gleichen Ort. Meine Abneigung gegen den Schulkameraden war schon am ersten Abend einer gewissen Neugierde gewichen, die ich, ein wenig verdienender kleiner Beamter, dem « Geschäftsmann » gegenüber empfand. Ich war damals Telephonstenograph in einer winzigen Pressestelle, hatte als Vorgesetzten einen abgesetzten, mürrischen Pfarrer, der sich hauptsächlich mit der Abfassung von « Sonntagsgedanken » für Zeitungen vom Lande beschäftigte, und murrte gegen mein Schicksal. — Sodann gab sich Hermann als überaus witziger Mensch, der viele Anekdoten zu erzählen wusste. Er war im Ausland herumgekommen und, wie es schien, in mancherlei Geschichten verwickelt worden. Zum mindesten war es ihm gegeben, diese Erlebnisse so zu schildern, dass sie beinahe glaubwürdig erschienen, und wo ich dennoch nicht jeden Zweifel überwinden konnte, behielt ich es für mich. Unter Kameraden darf man nicht kleinlich sein.

Bomben über Stuttgart

Man darf nicht glauben, dass Hermann gleich mit solch grobem Geschütz auffuhr, wie es Bomben sind. Damit ich nicht laut herauslachte, als er mir diesen Bären aufband, war verschiedenes nötig gewesen, allerlei Andeutungen über seine flüchtige und geheimnisvolle Existenz während des Krieges und in der Nachkriegszeit — soweit man überhaupt von einer solchen bereits sprechen konnte, denn wir schrieben erst Frühjahr 1919 — und verschiedene andere Geschichten, die man mehr oder weniger auf ihre Richtigkeit prüfen konnte.

Nun, in einem jener französischen Jagdflugzeuge, die von Belfort aufgestiegen waren, um Stuttgart mit Bomben zu belegen (ich weiss heute noch nicht, ob je ein feindliches Flugzeug über dieser Stadt gesichtet wurde), in einem dieser Flugzeuge also befand sich ausser dem Pilot und dem Beobachter auch unser Hermann, der Stuttgart genau kannte, und die Bombardierung leitete, gewiss eine seltsame Beschäftigung für einen Schweizer Bürger. (Hier fand ich es für angezeigt, ein leicht ungläubiges Gesicht zu machen, aber es half mir nichts.) Hermann war nicht nur in der Lage, die Nummer der Fliegerstaffel anzugeben, der er als « Landeskundiger » angehört hatte, nicht nur wusste er den Namen des Kommandanten und andere Einzelheiten, er gab mir überdies eine genaue Schilderung des Angriffs.

Bekanntlich liegt Stuttgart in einem Talkessel. Die Fliegerabwehrgeschütze, so belehrte mich Hermann, befanden sich auf den umliegenden Höhen. Hermann, der als französischer Agent von der Schweiz her Süddeutschland « bereiste »,

kannte die genaue Stellung der Geschütze und Maschinengewehre. Und nun vollzog — immer nach der Schilderung meines « Gewährsmannes » — das französische Jagdflugzeug folgendes Manöver: Es durchstieß im Sturzflug die gefährliche Abwehrzone und ging auf die Stadt nieder, wo es von den Kugeln nicht mehr erreicht werden konnte, da die Geschütze nicht auf die Stadt hinunterschossen durften und wahrscheinlich auch gar nicht dafür eingerichtet waren, und suchte in einigen wenigen Kurven in wahnwitzigem Tempo bestimmte Stellen mit Bomben heim, um dann immer in flachem Fluge und noch immer nicht in der Schusslinie der Verteidigung durch das Neckartal nach Norden und alsdann nach Westen zu entkommen. Der Angriff hatte nicht mehr als vier bis fünf Minuten in Anspruch genommen.

Was wollte ich gegen solche Tatsachen vorbringen?

Vom Pumpen, Schmuggeln und andern Dingen

Andere Unternehmungen des kleinen Hermann waren wieder weniger heldenhaft, dafür aber werden sie, wie ich denke, der Wahrheit um vieles näher kommen. Ich hörte ihm zu mit der Hochachtung, die ein gerissener Kerl jedem Unerfahrenen und Wohlbehüteten abnötigt.

So erzählte er mir beispielsweise, wie er die Kellner anpumpe. Mit diesem Problem beschäftigte er sich fortwährend, also auch, wenn er gar kein Geld nötig hatte. Dann bereitete er eben das Terrain vor. Er pumpte sich zuerst einen Franken und gab ihn am gleichen Tage zurück. Später waren es zwei oder drei Franken, die er sich lieb, und wieder

einmal fünf. Prompt wurde das alles zurückgegeben. Erst bei zwanzig oder dreissig « Knöpfen », die auf Grund der gemachten guten Erfahrungen gegeben wurden, haperte es. Denn dann verschwand Hermann für einige Zeit. (Leider vergass ich ihn zu fragen, in wieviel Cafés des In- und Auslandes er sich denn noch zeigen dürfe...)

Nach und nach bekam ich auch zu wissen, dass er sich auch ein bisschen mit Schmuggeln abgegeben habe. Aber weit schwieriger als das Schmuggeln selbst sei gewesen, Ware auf Kredit zu kriegen. Hermann überwand dieses Hindernis auf folgende Weise: Da er — seltsam genug — eine Zeitlang Zivilordonnanz von Oberst X., dem Kommandanten des Grenzdetalements Nordost, gewesen war, stand er mit der Grenzpolizei auf gutem Fusse. Er fing nun den einen oder andern « Grenzer » ab, lud ihn zu einem Glase Bier oder zu einem halben Liter ins Bahnhofbüfett ein, wo der Lieferant sein Quartier aufgeschlagen hatte, und sagte nach einer Weile zum ahnungslosen Grenzer: « Du, eben sehe ich dort drüben jemand, mit dem ich ein paar Worte zu reden habe. » Alsdann setzte er sich zum Lieferanten und bedeutete ihm, jener Grenzer, der dort hinten in der Ecke sitze, sei also der « Betreffende » (mit dessen Unterstützung er die Ware über die Grenze schaffe). Aber natürlich wolle er mit Drittpersonen nichts zu tun haben. — Auf einer derart soliden Basis war das Geschäft natürlich rasch gemacht.

Oefters meinte Hermann zu mir: « Dass du dich mit einer so mechanischen Arbeit begnügen kannst! Du hättest doch ganz andere Möglichkeiten! » Und schliesslich rückte er mit dem Vorschlag

heraus, ich solle mit nach Deutschland kommen und mit ihm zusammen eine Zeitschrift gründen. (Er kannte sich in der Literatur nicht schlecht aus.) Er habe draussen noch 80,000 (achtzigtausend) Mark auf der Bank liegen. « Sicher? » fragte ich. — Er antwortete: « Was für ein Interesse soll ich daran haben, dich anzuschwindeln? » — Auch ich konnte mir keinen Grund denken. Und selbst wenn er übertrieben hatte, wenn es ein paar tausend Mark weniger

waren: Mit Hermann zusammen konnte man nicht untergehen. Ich besann mich nicht mehr lange und gab meine Arbeit auf.

Der Start

Ich muss etwas nachtragen, was von ziemlicher Wichtigkeit ist: Hermann war im « Polizeianzeiger » ausgeschrieben. Er zeigte mir den Eintrag selber. Nach seinen Angaben hing dies damit zusammen,

dass er sich von einem Schieber für ein Kilogramm Kochsalz den Preis eines Kilogramms Salvarsan hatte zahlen lassen. Irgendwie, ich erinnere mich nicht mehr genau, hatte dieser Umstand damit zu tun, dass er sein Geld nicht in die Schweiz kommen lassen konnte, und auch damit, dass wir uns vorerst nach Zürich aufs französische Konsulat zu begeben hatten, wo Hermann dank seiner « guten Beziehungen » einen Pass zu erhalten hoffte. Denn bei den schweizerischen Behörden durfte er sich ja nicht blicken lassen. Er sprach sogar davon, wir könnten uns vielleicht einer nach Berlin reisenden französischen Mission anschliessen. Nun war aber Hermanns « Vertrauensmann » beim französischen Konsulat augenblicklich von Zürich abwesend und kehrte nicht vor Ablauf einer Woche dorthin zurück. So machte Hermann den Vorschlag, wir sollten, anstatt direkt nach Zürich zu fahren, um dort acht Tage lang auf diesen Herrn zu warten, den Weg dorthin in aller Gemütsruhe in kleineren Etappen unter die Füsse nehmen. Ich stimmte zu.

Jetzt kam ich auch mit der geschäftlichen Tätigkeit meines Kameraden in nähere Berührung. Er hatte einen Typenreiniger erfunden, den er selbst fabriizierte und vertrieb. Es handelte sich dabei um eine ähnlich gewissen Radiergummis verschiedenfarbig maserierte Masse, die, auf die Typen einer Schreibmaschine oder eines Gummistempels gepresst, den Schmutz in sich aufnahm. Die Masse konnte jahrelang verwendet werden, ohne dass die Hände durch die aufgenommene Farbe beschmutzt wurden. Sie hatte eine verdächtig grosse Aehnlichkeit mit Plastelin, war aber, wie mir der Erfinder



versicherte, etwas ganz anderes, eine Masse, deren Zusammensetzung nur ihm bekannt war. Zwar war ihm infolge des peinlichen Umstandes, dass er nicht nach Hause reisen konnte, um zu fabrizieren — die Polizei hätte ihn dort sofort geschnappt — die Ware ausgegangen — und so « behalf » er sich mit ganz gewöhnlichem Plastilin, das er sich da und dort in ziemlich kleinen Quantitäten beschaffte.

Bevor wir abreisten, wollte sich Hermann noch ein kleines Lager zulegen. Ein Marmortischchen in einer grossen Kaffeehalle versah den Werkstisch. « Marmor ist das beste Material für diesen Zweck », meinte Hermann und grinste. Staunend sah ich zu, mit welcher Geschicklichkeit er die « Rugeli » auf dem Tisch drehte, von denen je zwei mit einem Garantieschein umwickelt in (soeben in der Apotheke erstandene) Schächtelchen gesteckt wurden. Mir oblag die Arbeit, diese Schächtelchen mit der Schutzmarke, auf der ein Satyr prangte, zu bekleben. Wahrlich die einzig richtige Trademark für meinen Freund ! Erstaunlich war es, mit wie wenig Mühe, durch einfaches Mischen des verschiedenfarbigen Materials, er diese feine Maserierung herausbekam, ein Trick, der jeden Nichtfachmann irreführen musste. Immer klarer wurde mir, dass Hermann überhaupt nie etwas anderes als Plastilin verwendet hatte. Er schien mir nicht der Mann, mit grosser Mühe etwas zu fabrizieren, was er fix und fertig und sehr billig kaufen konnte. Aus einem Quantum Plastilin, das ungefähr auf 3 Franken zu stehen kam, füllte er an die fünfzehn Schächtelchen mit diesen wie aus einer Maschine kommenden, in allen Farben

schillernden kleinen Zylindern, und jeder « Satyr » wurde wiederum zu 3 Franken verkauft. Hier verstand ich zum erstenmal, was es heisst, sich eine Idee zahlen lassen.

Zwischen Bern und Zürich

Den grössten Teil des Weges legten wir zu Fuss zurück. Es passierte nichts Ausserordentliches. Wahrscheinlich um ein bisschen Leben in die ganze Sache zu bringen, behauptete Hermann dann und wann, die Polizei sei hinter uns her, und wir mussten uns schleunigst in Sicherheit bringen. Er erklärte mir, woran man die Geheimpolizisten erkennen könne : nämlich an ihrer « auffälligen Unauffälligkeit » —. Ich lernte die Aarauer und Oltener « Unterwelt » kennen. Einmal machte mich Hermann mit einem Burschen bekannt, der bereits aus vier Kantonen ausgewiesen war. Wenn er es so weitergetrieben hat, so kann er heute sicherlich nur noch im Ausland leben. Nirgends wurde ich besonders gut aufgenommen, man sah mir den « Grünen » von weitem an. In Olten verkaufte ich meinen Mantel, und in Brugg versetzte ich einen Ring, den mir ein Mädchen geschenkt hatte. In Baden musste ich bereits einen guten Freund um Geld « antelegraphieren ». Das Geschäft mit dem Typenreiniger « Satyr » ging nicht gerade glänzend, der Ertrag reichte eben für meinen Kompagnon. Ich selber verkaufte in diesen acht Tagen ganze zwei Stück in einer Aarauer Bank. In derselben Stadt ging uns das Material aus, und die schönen englischen Plastilinstangen waren nirgends aufzutreiben. Es blieb uns nichts anderes übrig, als einige ähnliches Material enthaltende teure Spielzeug-

schachteln zu erstehen. Die Masse war sehr minderwertig, sie klebte an den Fingern, aber Hermann machte sich deswegen keine Sorgen. Sein Vorführ-Satyr, ein alter, blauschwarzer Klumpen, funktionierte tadellos und flösste das nötige Vertrauen ein. Im grossen und ganzen war sein Fabrikat nicht unbeliebt. «Die Stenotypistinnen sind auf diesen Schund scharf», meinte er, «wenn sie gerade nichts zu tun haben, spielen sie damit wie die Kinder.»

In Zürich blieben wir eine einzige Nacht. Um der polizeilichen Kontrolle zu entgehen, mussten wir schon in aller Herrgottsfrühe aus dem Hotel. Wir verzogen uns nach Oerlikon; dort fühlte sich Hermann sicherer. Er sollte nun auf dem französischen Konsulat vorsprechen. Ich sah ihn auch einige Male hineingehen. Aber nie geschah etwas. Entweder war der betreffende Herr noch nicht da, oder dann war er da und wollte nicht empfangen. Dass man Agenten nicht mit Handschuhen anfasst, wusste ich, und obwohl mir dieses Theater auf die Länge doch auf die Nerven ging, beschloss ich, noch ein paar Tage zuzuwarten.

In polizeilichem Gewahrsam

Nicht jeder hat das Glück gehabt, eine Nacht mit ruhigem Gewissen in einer regelrechten Zelle zuzubringen.

Das Geld war uns von neuem ausgegangen. Es ging bereits auf den Abend. Wo übernachten? Die Vorfrühlingsnächte waren noch ziemlich kalt, in den Wäldern lag noch Schnee. Bis zehn Uhr nachts wartete ich auf ein Telegramm, das mich wieder einmal erretten sollte. Aber es kam keines. Gegen elf Uhr gelang es mir, meine Briefftasche und mein

Zigarettenetui zu verkaufen. Die zweieinhalb Franken, die ich für beides bekam, reichten nur für ein einziges Nachtlager. Aber Hermann wusste Rat. «Leider musst du daran glauben», sagte er, «ich kann es mit dem besten Willen nicht tun, denn ich werde doch dem Löwen nicht geradewegs in den Rachen laufen! Du musst auf der Polizei übernachten.»

Von dieser Möglichkeit hatte ich nichts gewusst. Ich atmete auf. — Wir verabredeten uns dann auf den Morgen — es war schon bald zwölf Uhr — ich meldete mich beim Polizeiposten und verlangte ein Nachtlager. Die Herren empfinden mich nicht ungnädig, sie müssen mir mein gutes Gewissen schon von weitem angesehen haben. Sie nahmen mir alles ab, was ich in meinen Taschen mit mir trug — es war nicht mehr sehr viel — sogar die paar Zigaretten, worauf ich gar nicht gefasst war, und schlossen mich in eine Zelle ein. Auch das wollte mir gar nicht gefallen, das hatte mir Hermann wohlweislich verschwiegen. Ich war doch schliesslich kein Verbrecher!

Der Polizeiposten schien ganz neu erbaut zu sein. Die Zelle war blitzsauber und geradezu gemütlich. Zwar hingen an den Wänden kleine Ketten mit «Armspannen» herunter, aber das konnte mir ja gleich sein. Auf jeden Fall kam ich mir ausserordentlich wichtig vor. So etwa wie ein Reporter grossen Formats, der die Zustände in einem Zuchthaus prüfen will und sich zu diesem Zweck von der Polizei aufgreifen lässt. Ich hüllte mich in die Decken und erwachte erst wieder, als sich das Schiebefensterchen öffnete und jemand eine mächtige Tasse Kakao und ein Stück Brot hereinschob.

Journeys End oder Die andere Seite

Dann kam das Geld. Wir nahmen Abschied. Ich sollte zur Mutter Hermanns reisen und alles nach Zürich schaffen, was sich noch von ihm dort befand. Und zwar handelte es sich um: Ein Motorrad mit Seitenwagen, eine umfangreiche Garderobe, Bücher, sowie um 800 Franken in bar.

Der Empfang, den mir die Frau bereitete, war schlecht. — « Wo treibt sich dieser Halunke herum? » schrie sie mich an, « was hat er denn wieder angestellt? » — Und ich erfuhr, dass weder ein Motorrad, noch eine umfangreiche Garderobe oder Bücher vorhanden waren, von den 800 baren Franken ganz zu schweigen.

Alles Schwindel. Und das war das Seltsame: Schwindel nicht irgendeines Gewinnes, sondern um des reinen Schwindels willen. Ich bin überzeugt, dass selbst

die Ausschreibung im « Schweizerischen Polizeianzeiger » nicht Hermann, sondern irgendeinen Namensvetter betraf.

Nun war es an mir, Busse zu tun, meinem Vater mein Pech zu schildern und ihn um Hilfe anzugehen. Er versagte sie mir nicht, benutzte aber die Gelegenheit, mir eine kleine Mahnung in Form einer saftigen Ohrfeige zu verabfolgen. (Es ist die letzte gewesen.) Ich reiste nach Bern zurück. Unterwegs löste ich den Ring meines Mädchens ein, und in Olten gelang es mir sogar, wieder zu meinem Mantel zu kommen. Kurz darauf musste ich in den Militärdienst einrücken. Anstatt in Berlin das schöne Leben eines sogenannten « Asphaltliteraten » zu führen, schleppte ich nun grosse Klumpen unserer alten, kräftigen Schweizererde an den Schuhen nach und schrieb Soldatenbriefe über die Freuden, die ein Militärdienst im April mit sich bringt.

Von Hermann habe ich nie wieder etwas gehört.

